Fremde Schuld.

Roman von **M. Prigge-Brook.**

(14. Fortsetzung und Schluß.)

Gewaltsam schüttelte Hans die Rührung ab, die ihn erfassen wollte. Er durfte sich nicht rühren lassen, durfte nicht weich werden, er mußte allein mit sich sein, nur so würde er vergessen lernen, was auf ihn drückte, heute nach dem schönen Tage von gestern mit doppelter Gewalt.

„So erwarte mich hier," entschied er kurz, „ich kehre zurück, in drei bis vier Tagen vielleicht. Es ist Dir doch recht?"

Ein Blick antwortete dem Frager, der alles sagte. Der Schwarze würde auf ihn warten, heute, morgen und alle Tage.

Der junge Mann griff nach seinem kleinen Koffer, der bereits fertig stand und wandte sich zum Gehen.

„Leb' wohl, alter treuer Bursche," sagte er in gezwungen leichtfertigem Ton zu seinem Diener, aber die Augen wurden ihm feucht, so sehr er sich auch wehrte.

Cäsar erschrak. „Abbio, Master Hans. Sie kommen wieder?"

Angst und Zweifel wurden in ihm wach.

Der junge Mann nickte nur. Noch einmal strich er über den krausen Kopf des Schwarzen, dann ging die Thür.

Cäsar fuhr auf. „Er kommt nicht wieder," jammerte er. „O Master Hans, wie kannst Du armen Cäsar verlassen."

Ein Gedanke dämmerte ihm auf. Die eben noch trüben Züge hellen sich auf, sein Bündel in die Hand nehmend, verließ auch Cäsar das Lokal und sah sich, draußen angelangt, nach allen Seiten spähend um.

Von seinem Herrn keine Spur. Der mußte es eilig haben.

Der Schwarze schlug den Weg zum Hafen ein. Ein Barkenführer ruderte ihn an Bord der „Elbe".

„Ist Capitän zu Haus?"

„Jawohl, Du schwarzes Ungeheuer," scherzte der Steuermann. „Capitän ist zu Haus und scheint eigens auf Dich gewartet zu haben. Da kommt er eben, zum Ausgehen fertig, auf uns zu."

Ein Blick des Herankommenden in des Negers Gesicht sagte diesem mehr, als Worte, daß seine Einmischung nöthig sei.

„Du möchtest mich sprechen, Cäsar, so komm."

Beide verschwanden in der Cajüte des Capitäns, und kehrten erst geraume Zeit später wieder zurück.

„Der Schwarze bleibt an Bord, bis ich zurückkehre, was beiläufig gesagt, einige Tage dauern wird," wandte Brinkmann sich an seinen Steuermann. „Sie sorgen unterdeß, daß alles in Ordnung bleibt, ich muß fort."

Die Eisenbahn führte Hans Flemming seiner ihm noch unbekannten Heimath entgegen. Die Schönheit der Natur hinterließ diesmal keinen Eindruck bei ihm, er fühlte sich wieder krank, verlassen, elend, wie an demTage, der ihm alles nahm.

„Ja, alles," sprachen seine blassen Lippen den Gedanken nach. Ein quälendes Gefühl trieb ihn vorwärts, wohin, er wußte es selber nicht. Zunächst zu der Farm, aber dann — eine tiefe Muthlosigkeit bemächtigte sich des Jünglings, er schlug die beiden Hände vor sein Gesicht und weinte.

Niemand störte ihn, in seinem Abtheil war außer ihm kein Mensch, und der große starke Herr im Nebenraum hatte nur einige Male vorsichtig hinübergeguckt, ward aber von dem in sein Leid Versunkenen nicht bemerkt.

Der Zug hielt an der Endstation Alles stieg aus.

Wie im Traum, folgte Hans der Weisung des Conducteurs, nahm sein Gepäck zur Hand und schickte sich an, weiter zu gehen.

„Wohin des Weges, junger Herr?"

Die Laute der Muttersprache weckten den Jüngling auf. Er sah einen einfach gekleideten Mann vor sich, der wohl auf Weisung des wohlbekleideten Herrn hin ihn angesprochen hatte.

Erleichtert gab er Antwort. Er wolle auf die Pflanzung des Herrn Flemming.

Dahin führe auch sein Weg, erklärte der Mann freundlich, zum Gehen sei es indeß zu weit. Man werde fahren müssen.

Schon schwebte Hans eine ablehnende Antwort auf der Zunge, allein das Gefühl der Rathlosigkeit kehrte verstärkt zurück, gern ging er daher auf den Vorschlag des Mannes ein, mit ihm ein Stück Weges in der Deligenca zurückzulegen. Dieselbe fahre demnächst ab.

Nach einer gemeinsam eingenommenenErfrischung, bei welcherGelegenheit Hans erfuhr, daß sein Begleiter ein deutscher Techniker sei, der an einer auf der Pflanzung sich im Betrieb befindlichen Maschine eine Aenderung vorzunehmen habe, fuhr die Deligenca vor.

Mit einem Seufzer bestieg derJüngling den holprigen Karren, und weiter rollte er seinem Ziele zu.

Hinter ihm drein führte ein mit zwei eleganten Pferden bespannter Wagen den unbekannten Herrn desselben Weges.

Müde und bestaubt trafen die beiden Reisegefährten, die den letztenTheil des Weges zu Fuß zurücklegen mußten, auf der Flemming'schenPflanzung ein.

Hans hatte seinem Genossen erzählt, daß er aus Deutschland komme, sich nach Arbeit umsehe, die er hier zu finden hoffe.

Der Techniker sah ihn mitleidig an.

„So machen Sie ohne weiteres auf gut Glück den weiten Weg," rief er verwundert aus, „das nenne ich Muth. Um Arbeit suchen Sie am besten in großen Städten nach, auf dem Lande fehlt's nicht an Leuten, es soll mich wundern, kämen Sie auf der Pflanzung zum Ziel."

Hans stotterte eine Erwiderung, aus der der Andere nur entnahm, daß er es versuchen wolle. Im schlimmsten Falle kehre er nach Bahia zurück oder gehe weiter ins Land hinein.

Er war überhaupt, je näher er dem Ziele kam, desto schweigsamer geworden, denn ihn quälte der Gedanke, auf welche Weise er sich einführen solle. Ihm lag doch nur daran, der Mutter Grab zu sehen, würde man indeß das einem Fremden ohne weiteres zugeben?

Das weiße Haus erhob sich vor der Wandrer Blicken, das große, in den letzten Jahren bedeutend ausgedehnte Anwesen breitete sich aus. Wie würde zu anderer Zeit das Herz des jungen Mannes aufgejubelt haben, im Anblick dieser ihm völlig neuen Wunderwelt? Heute hatte er nur ein mattes Lächeln für die begeisterten Ausrufe seines Gefährten.

Das große Thor, das zu den Gebäuden führte, war schon geschlossen, noch war es Tag. Ein Augenblick, und die Sonne würde niedersinken, unmittelbar folgte ihrem abendlichen Scheiden in diesen südlichen Breiten die Nacht.

Der Fremde zog kräftig den Glockenzug. Hans fuhr zusammen.

Jetzt kam der große gefürchtete Augenblick für ihn.

Ein gelbgesichtiger Mulatte öffnete. Mit kurzen Worten verständigte ihn der Fremde von seinem Anliegen, dann ruhte sein Blick fragend auf dem Jüngeren.

„Ich möchte den Verwalter sprechen", kam es stockend von des jungen Mannes Lippen.

„Mister Baumann, o, das ist schade. Der ist nicht zu Hause und kommt erst in drei Tagen wieder. Wenn Sie so lange warten wollten?"

Eine einladende Handbewegung forderte die Beiden zum Nähertreten auf. Hans unterdrückte einen Freudenschrei. Er war am Ziel und würde neugierigen Fragen entgehen, denn bis Herr Baumann heimkehrte, war er längst auf und davon.

Ein Zimmer in dem geräumigen Hause, das ehemals dem Inspector zur Wohnung gedient, nahm jetzt den Erben der Besitzung auf.

Hans saß allein in seine Gedanken vertieft in demselben, er hatte dasMädchen, das zum Essen rief, ablehnend beschieden und wartete nun auf dieNacht. Bei Tagesanbruch, das stand bei ihm fest, mußte er den Ort verlassen haben, wenn es ihm nur vorerst gelang, das Grab der Mutter aufzufinden, denn ohne das mochte er nicht von dannen ziehen.

Müde, in Gedanken stand er auf und sah durch die Fensterscheiben. Der Sternenschein erhellte den Garten, der sich unter seinem Zimmer befand. Ein Sprung führte ihn leicht und sicher hinab. Noch war es zu früh zu seinem Unternehmen, denn alles um ihn her war noch wach.

Eben fuhr donnernd ein Wagen in den Hof, man hörte lautes Sprechen, wie es dem Horcher scheinen wollte, in deutscher Sprache, dann tönten kräftigte Tritte auf knirschendem Kies, die Thür öffnete und schloß sich, dann blieb alles still.

Hans lauschte angespannt. Er hörte seinen Gefährten, der neben ihm im Zimmer sich befand, auf und nieder gehen, dann pochte es leise an dessen Thür. Flüsterworte die leiser und leiser wurden, ließen sich vernehmen, bis auch dieses Geräusch erstarb. Der unbekannte Besucher entfernte sich, und Hans hörte, wie der Deutsche sein Lager aufsuchte.

Geräuschlos klinkte der junge Mann das Fenster auf, dann ließ er sich vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, zur Erde gleiten und sah sich nach allen Seiten spähend um. Die hochgewachsenen Platanenbäume verwehrten den Ausblick; leise schlich Hans um sie herum und fand sich in einem Theil der Gartens, der aus weiten Rasenflächen bestand, zwischen denen glühende Blüthen ihre berauschenden Düfte in die Nacht hauchten. Immer angestrengt in die Dunkelheit schauend, kam er weiter bis an das Ende des großen Parkes, dort grenzte eine Cactushecke denselben ab. Verdrießlich kehrte der Jüngling um und schlug einen mit dichten Büschen bestandenen Pfad ein, der in ein undurchdringliches Dickicht führt. Eine Ahnung sagte ihm, daß er sich auf der rechten Spur befand; nicht achtend der Zweige, die sich ihm hindernd in den Weg zu stellen versuchten, drang er weiter vorwärts bis dahin, wo sich das Dickicht öffnete. Ein grüner Rasenplatz zeigte sich, in dessen Mitte das langgesuchte Grabmal sich erhob. Ein Marmorstein, den riesenhafte Palmen umgaben, während grüne Schlingpflanzen Grab und Stein bewuchert hatten, zeigte den Ort, an dem ein Mutterherz den ewigen Schlummer schlief.

Mit einem lauten Schrei warf Hans sich auf die theure Erde hin und schluchzte thränenlos:

„Mutter, meine Mutter, warum gingst Du von mir?"

Der Nachtwind flüsterte in den Kronen der Palmen, die er hin und wieder bog, es war, als ob der Geist der Mutter tröstend bei ihrem Kinde weile. Hans lag lange unbeweglich da. Ein Gefühl süßen Friedens zog in sein Herz, dieHände tasteten liebkosend über den kalten Stein, sanft zog er die Lianen zur Seite. „Hannah" stand auf dem Stein geschrieben und golden glänzten durch die sternenklare Nacht die Worte der Schrift:

„Die Liebe höret nimmt auf."

Mechanisch sprach der Jüngling dieselben nach, da rauschte hinter ihm das Gebüsch, eine hohe Männergestalt trat heraus, und ein bekanntes Angesicht beugte sich mild hernieder zu dem verlassenen Knaben.

Erschreckt sah dieser empor und blickte in fassungslosem Staunen in die Züge des Capitäns, der ihn hierher gebracht.

„Wie kommen Sie her und was suchen Sie?" fragte Hans, der nicht wußte, was er sagen sollte.

„Dich suche ich", erwiderte der Gefragte ernst.

„Ja, Dich", fuhr er fort. „Den Sohn meines Freundes, einst kurzeZeit den meinigen. Hast Du Lust, eine kurze Geschichte anzuhören?"

Und als der Jüngling noch immer schwieg, deutete der Mann auf den Stein. „Auch um ihretwillen bin ich hier, auch sie bittet durch mich, Du mögest mein Wort hören!"

„So reden Sie."

Hans richtete sich auf und nahm auf einer niederen Bank, die ihm der Capitän wies, Platz, während dieser sich vor ihm auf einer Rasenbank niedersetzte.

Zeit und Raum versanken den Beiden. Der Capitän erzählte.

Wie kein Anderer es gekonnt, schilderte er dem aufhorchenden Sohne seine Eltern, wie sie gewesen, in ihrer Jugend Lieblichkeit. Wie heiß und innig sie einander geliebt, und wie es lediglich der Wunsch, die zarte, für die Noth des Lebens nicht geschaffene Frau vor allem Ungemach zu hüten, gewesen, der seinen Vater trieb, sich mit ihr zu vermählen. Was dann kam, hatten die Beiden nicht voraussehen können.

Er sprach dem Sohne auch von seinem Vater, wie er selbst ihn kannte, stets gütig, stets bereit, für ihn sein Alles hinzugeben.

Die Heirath mit der ungeliebten Frau, wie alles, was er gethan, sei nur dem einen Wunsch entsprungen, den Sohn in seine Rechte einzusetzen. „Und nun geht dieser Sohn hin und verläßt den Vater, geht in kindlichem Trotz in die weite Welt, wo zahllose Gefahren auf ihn warten, nur weil sein Stolz nicht ertragen kann, daß ihm ein Makel anklebe", fuhr der Capitän im strengeren Tone fort. „Hast Du denn auch daran gedacht, was Du diesem Vater angethan? Er sitzt zu Hause und zittert für sein Kind, dem er das Leben reich und schön gemacht, wenn dieses Kind nur für kurze Zeit Geduld gehabt hätte. Heimlich, wie ein Dieb in der Nacht schleicht der Sohn sich in sein Erbe, heimlich würde er es verlassen haben am anderen Morgen, kam ich nicht noch zur rechten Zeit. Nun, ist es so, oder habe ich Unrecht?"

Statt der Antwort wies der erregte Jüngling auf das Grab zu seinen Füßen. „Und meine Mutter?" fragte er tonlos. „Ihr brach der Gram um meinen Vater das Herz. Soll ich das je vergessen können?"

„Die Liebe höret nimmer auf. Ihr eigener Wunsch ließ diesen Spruch erstehen. Verstehst Du, was sie durch ihn sagen läßt? Oder willst Du härter sein, als sie, die mit einem Segenswunsch auf den Lippen starb?"

„Ich kann nicht heimgehen", klagte Hans. „Verlangen Sie das nicht von mir.. Ich will dem Vater länger ja nicht zürnen, allein, heimgehen zu ihm, das kann ich nicht. Bedenken Sie doch auch, wie mir zu Muthe sein muß. Aus allen Himmeln gestürzt. Ich ahnte nicht, daß ich nicht meiner Eltern Sohn, daß alle Welt mich als das Kind eines Fremden ansieht. Wie sollte ich's tragen, kommt man je hinter die ganze Wahrheit. Ich ein Bastard, die Mutter noch im Grabe beschimpft, nein, Herr Capitän, das trag' ich nicht."

„Sollst Du auch nicht, mein armer Junge", erwiderte Brinkmann, den der Schmerz des Jünglings rührte, weich. „Du sollst auch nicht zurück. Ich selber will mit Deinem Vater reden, daß er die Erlaubniß giebt, hier an der Stelle seines einstigen Wirkens Dir Kenntnisse zu sammeln für spätere Zeit. Du sollst hier als der Sohn des Hauses lernen, wie man dereinst über viele hundert Seelen herrscht zu deren und zu eigenem Nutz und Frommen. Das ist mein Wunsch und glaube mir, auch der Deines gebeugten Vaters. Noch hofft dieser vielleicht, ich bringe Dich ihm zurück, da er Dich mir auf die Seele band. Doch nun ich Dich gesprochen habe, sehe ich, daß das nicht angeht. Du mußt wieder ruhig werden, wieder Du selbst, der dankbar sich der Wohlthaten erinnert, die seine Eltern ihm angedeihen ließen, nicht aber der Richter ihrer Fehler und Schwächen. Hab' ich Recht, Hans?"

„Tausendmal!" rief der begeistert aus und faßte nach der Hand des braven Mannes, die er fest an sich drückte.

"Herr Capitän", fuhr er dann fort, „Sie haben zweimal als Vater an mir gehandelt, einmal, als Sie sich des hilflosen Kindes annahmen, ein zweites Mal jetzt, wo Sie mir das Leben wiedergeben. In mir war alles wund und weh, mein Weg lag dunkel und einsam vor mir. Ob ich den rechten je gefunden, wer will das wissen, jetzt seh' ich ihn klar vor mir. Treten Sie ein drittes Mal für mich bei meinem Vater ein, ich will mich seinem Willen fügen, wenn er mir gestattet, hier zu sein. Hier, wo die Mutter ruht, wo meine Wiege stand, werd' ich gewiß ein braver, brauchbarer Mensch, der seinen Eltern keine Schande macht."

Er hielt inne und sah, Antwort erwartend, auf den Capitän.

„Ist das alles, was Du mir zu sagen hast?" fragte dieser nach einer langen, für Hans unbehaglichen Pause.

Der Jüngling starrte ihn verwundert an. Was wollte er noch mehr.

„An Deine Mutter denkst Du wohl nicht mehr?" mahnte er endlich den Erstaunten. „Wenn irgend wem, so bist Du ihr den größten Dank schuldig, und sie konntest Du verlassen, ohne ein Lebewohl?"

Verwirrt und schuldbewußt senkte Hans den Kopf.

„Ich schreibe ihr", sagte er endlich. „Sie wird verzeihen."

„Brav, mein Junge", unterbrach ihn der Capitän. „Das ist's, wohin ich Dich haben wollte: Zu der Erkenntniß, daß Du der Vergebung dringend bedarfst. Und nicht allein Deiner Mutter, auch Deinem Vater hast Du weh gethan. Viel weher, als Du ahnst. Gebe Gott", fügte er in ernstem Tone hinzu, „daß Dein Erbtheil nicht wie das Deines Vaters dereinst belastet ist mit fremder Schuld."

Er stand auf und reckte seine hohe Gestalt.

„Komm jetzt mit mir ins Haus. Ein Glück für Dich, daß der Verwalter nicht anwesend ist; so kannst Du ihm nach seiner Rückkehr den Brief übergeben, den ich für diesen Fall bei mir trage. Er meldet Dich ihm darin an, als seinen Schüler, Lehrling, oder was Du willst, jedenfalls als den Sohn dieses Hauses."

Auch der junge Mann hatte sich erhoben. Man sah ihm an, daß diese letzte Stunde ihn mächtig bewegt hatte. Sein Angesicht sah ruhig, fast feierlich aus. Ernst reichte er dem älteren Manne seine Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Capitän, von ganzem Herzen auch im Namen meiner Mutter, die hier ruht", sagte er. „Ich will den Weg betreten, den Sie mir zeigten, und meinem Vater sagen Sie. . ."

„Nichts sage ich ihm, Du selbst wirst alles sagen und zwar in einem Briefe, den ich von hier fortnehmen will", unterbrach Brinkmann seine Worte. „Ich weiß, erst dann wird mein armer Freund wieder ruhig sein, wenn er von Dir gehört, daß Du ihm vergeben."

Er wandte sich zum Gehen. Hans bückte sich nieder und küßte mit heißen Lippen den kalten Marmorstein.

„Die Liebe höret nimmer auf", murmelte er; seine Gedanken aber gingen zu dem Vater, an den er nun wieder in kindlicher Lieber denken konnte. Und das wollte er.

* * *

In der alten Hansastadt zählte ein neuvereinigtes Paar die Tage. Frau Gerty umgab ihren Mann mit aller Sorgfalt, deren ihr Herz fähig war. Sie wußte nun, er hatte bitteres Leid getragen um fremde Schuld, so bitter, daß ihr sein eigenes Verschulden, seine jahrelang geübte Heimlichkeit dagegen gering erschien. Und hatte er einst die Mutter seines Sohnes über alles treu geliebt, so hatte er erkennen lernen, daß auch sie seiner späteren Liebe nicht unwerth sei; in seinem Knaben hatten sie sich gefunden.

Nun fehlte dieser Knabe, und er fehlte ihnen allen von Tag zu Tag mehr.

Die nichts ahnende Großmutter schalt auf ihren Sohn, daß er dem plötzlich aufgetauchten Wunsche desselben, nach der Pflanzung zu ziehen, Folge geleistet, mehr noch, daß er ihn ohne Abschied ziehen ließ.

„Als ob ich nicht wüßte, daß Du ihn nimmer hättest reisen lassen", pflichtete Flemming lächelnd ihrer Klage bei. Es war ein trübes Lächeln. „Wie gut für die alte Frau, daß sie nicht ahnte, wie er litt", dachte der Handelsherr betrübt.

So waren Wochen hingegangen. Immer trüber wurde die Stimmung der Hausgenossen, immer tiefer gruben die Sorgenfalten sich in Hans Flemmings Gesicht. Sein ehedem noch braunes Haar zeigte eine große Anzahl Silberfäden, ein müder Zug um Mund und Kinn grub sich ein. Im Stillen gab er seinen Sohn verloren. Sein einziges, geliebtes Kind.

Wie keiner sonst, wußte er, was es heißt, im fremden Lande schutz- und heimathlos zu sein. Ohne Geld, ohne Anhalt, einzig und allein auf seiner Hände Arbeit angewiesen. Hans mußte dort zu Grunde gehen.

Vergebens redete Gerty, die sich kaum weniger sorgte, ihrem Mann zu, wies ihn auf Cäsar hin, der seinen Master nicht verlassen, den Capitän, der seine schützende Hand über ihm halten werde.

„Cäsar wird sich von Hans überreden lassen, mit ihm in die weite Welt zu ziehen", antwortete der Handelsherr, „und der Capitän läßt nichts von sich hören, das ist ein schlimmes Zeichen."

Muthlos schwieg Frau Gerty schließlich still, die Befürchtungen des Vaters begannen auch auf das Mutterherz zu wirken; gewiß blieb Hans verschollen bis zu der Zeit, wo sein Vater die große Schuld an ihm werde sühnen können, bis dahin hieß es geduldig sein.

„Ich halt's nicht aus, liebe Frau", klagte Flemming, nachdem etwa sechs Wochen seit seines Sohnes Flucht verstrichen waren. „Ich halt's nicht aus. Es läßt mir Tag und Nacht nicht Ruhe mehr. Ich meine immer, der arme Junge sitzt irgendwo in großer Noth und ist zu stolz, es mir zu melden. Ich will zu ihm."

„Du wolltest reisen?" Frau Flemming blickte erschrocken zu ihrem Gatten auf. „Wenn Du nur wüßtest, wo der Junge steckt?" klagte sie dann ein wenig vorwurfsvoll. „Wo willst Du ihn suchen ohne Anhaltspunkt?"

„Ich werde ihn finden", sagte er zuversichtlich. „Bedenke Kind, ich bin dort ja nicht fremd. Unser Haus ist wohlbekannt von jedermann, man wird mir Hilfe leisten, ich finde meinen Sohn."

„Deinen". Ein leiser Groll ließ ihre Stimme beben. „Ich dächte, Hans ist unser Kind. Doch gleichviel, glaubst Du, ihn suchen zu müssen, so will ich mit Dir gehen."

„Das — wolltest — Du!" Ein Gefühl tiefinnerlichen Zusammengehörens erfaßte den alternden Mann, der feurig, wie in den Jugendtagen die Frau umfaßte und an sich zog.

„Mit Dir, mein gutes Weib, ist mir nicht bang. Gieb Acht, wir finden unsern Hans und bringen ihn im Triumph in die Heimath zurück! Versöhnt und wiedergewonnen", fügte er leiser hinzu.

Es klopfte. Ein Diener brachte auf silbernem Teller die Post für Madame.

„Herr Krause läßt bitten", meldete er dabei seinem Herrn, „die überseeische Post sei angekommen und habe Briefe mitgebracht."

„Von unserm Hans", der Jubelruf, mit dem die sonst so zurückhaltende Gebieterin seine Worte unterbrach, ließ den geschulten Diener schweigen. Discret zog er sich zurück.

Flemming aber, keines Wortes mächtig, starrte auf seine Frau, die, Thränen in den Augen, den Brief des fernen Sohnes las.

„Wir bleiben", rief sie aus, nachdem sie gelesen, „denn unser Sohn ist da. Er lebt und bittet, ihm zu vergeben, was er in kindischem Unverstand uns angethan, ich soll den Vater, an den er zur selben Zeit schreibt, herzlich bitten, ihm zu erlauben, einstweilen dort zu bleiben; er will. . ."

„Hans lebt und ist uns nicht verloren", unterbrach der Handelsherr jubelnd seine Frau. „Komm her, Gerty, laß Dich umarmen, so glücklich fühlte ich mich noch nie. Mein Sohn mir neu geschenkt, der Stolz, die Freude meines Alters und Du. . ."

Er sah liebevoll auf ihre schlanke Gestalt hernieder, die sich in seinen Arm schmiegte.

„Mein treues, liebes Weib, mein spät erworbenes Eigenthum, wir bleiben treu vereint, bis daß der Tod uns scheidet."

Ergriffen sprach sie die letzten Worte nach, dann machte sie sich sanft von ihm los.

„Deinen Brief, Hans", erinnerte sie.

„Den Brief von Hans." Mit fast jugendlicher Behendigkeit erreichte der Handelsherr die Thür. „Ich komme wieder, sobald ich gelesen", sagte er, sich zu Gerty umwendend, „verzeih".

Und die Thür schließt sich hinter einem Glücklichen.

Die Frau bleibt einsam zurück. Ihre schlanken Hände halten sich mechanisch um das Briefblatt, das sie zuvor erhalten; gedankenlos fliegt ihr Auge über dasselbe hin. Da bleibt es an der Aufschrift haften, die in gedruckten Lettern den Kopf des Bogens ziert.

„Flemming und Sohn", liest sie laut. „So soll es heißen für alle Zeit, und so Gott will in Zukunft ohne fremde oder eigene Schuld, denn jede Sünde rächt sich auf Erden."

Gilt der Seufzer, den sie dabei ausstößt, der trüben Vergangenheit oder sieht sie mit Sorgen in eine Zukunft, die heute wieder wolkenlos vor ihr liegt. Wer kann das wissen? Frau Gerty selber nicht, sie weiß nur, daß sie, um zu der heutigen Auffassung der Dinge zu gelangen, viel trübe Stunden verlebt hat, die sich nicht leicht vergessen lassen; drum denkt sie auch noch jetzt mit einem letzten Seufzer an eine längst begrabene, schwere Schuld, die ihre Schatten wirft auf Kind und Kindeskind. . .

(Ende.)

Die erste Wache.

Skizze von C. Crome-Schwiening.

Glühend war der Tag, schwül ist selbst noch die stille, lautlose Sommernacht.

Der Posten am Pulverschuppen, der weit von dem kleinen Garnisonstädtchen im Walde inmitten einer kleinen Lichtung liegt, umkreist mit langsamen, gleichmäßigen Schritten das um den niedrigen Schuppen errichtete Palissadenviereck. Es ist die erste Wache des jungen Soldaten, der sich noch nicht hineingewöhnen kann in die starren Formen des Dienstes, in die dumpfige Luft der Kaserne, in das rauhe Commando, das die ganze glitternde, waffenstarrende Maschine in Bewegung setzt.

In dem stillen Heidedorf ist er aufgewachsen. Wie er sie in diesen Sommertagen vermißt, seine Heide, die nun draußen purpurn zu blühen beginnt; sein Dörflein, die stillen Stunden nach der Feldarbeit, wenn er ihrer harrte, der jungen Magd mit den runden Armen, den frischen, gebräunten Zügen, den lachenden Augen, der alles in ihm entgegendrängte!

Mit langsamen Schritten umkreist er das Viereck. Durch den Kopf schwirren ihm einzelne, losgetrennte Sätze der Wachinstruktion, sie ist ihm in ihrer ganzen strafbedrohten Schwere vorinstruirt worden, wieder und immer wieder.

Es geht ein so eigener Duft durch den Wald. Hohe Föhren begrenzen die Lichtung, dann folgt dunkler dichter Tannenwald, und das Nadelholz duftet stark in der schwülen, drückenden Luft, die auch jetzt, in der elften Abendstunde, sich noch nicht abkühlen will.

Das Tannenwäldchen hinter seinem Heimathdörfchen — da steht es mit einem Mal vor seinen Blicken. Im vorigen Jahr — die Tannen dufteten auch so würzig wie in dieser Nacht — da hatte er zum erstenmal seinen Arm um ihren Nacken geschlungen, und sie hatte ihm nicht gewehrt . . .

Ein leises metallisches Klingen — erschreckt reißt der junge Soldat die Augen auf — das Gewehr, das er unter den Arm genommen, hat den Stamm einer Föhre gestreift. Er schüttelt den Kopf. In Gedanken ist er quer über die kleine Lichtung gegangen, als zöge ihn ein magisches Etwas näher den Tannen zu.

Er giebt sich einen Ruck und nimmt das Gewehr wieder auf die Schulter. Die Wachvergehen schießen ihm durch den Kopf — er kennt sie alle. Ein leises Frösteln läuft ihm den Rücken herauf — wunderlich, dasselbe Gefühl hatte er heute, als die Wachmannschaften in Reih und Glied standen und Vergatterung geschlagen wurde. Aber nein, er lächelt. Ihm wird, ihm kann nichts auf seiner ersten Wache passiren. Er kennt die Instruktionen, er hat helle Augen im Kopf, er hat ausgeschlagen, aus der bauchigen Kornflasche zu trinken, die die andern Leute drüben im kleinen Wachtlokal hinter den Tannen kreisen ließen, als der Unteroffizier einen Augenblick beiseite getreten war.

Er bleibt stehen und läßt die Blicke in die Runde gehen. Diese tiefe, tiefe Stille im Wald! Nicht das leiseste Rauschen in den hohen Nadelkronen der schlanken Föhren, in dem massigen Dunkel der Tannen drüben. Kein Aestlein knarrt, kein leise flatternder Flügelschlag eines Nachtvogels, und nur oben am sternlosen Himmel die matte Mondscheibe, bei derenSchein die Fölken ihren bizarren Schatten auf die weiße Sandfläche der Lichtung werfen.

Er athmet schneller. Ihm ist, als fühle er erst jetzt, wie träg und schwer die Luft hier im Wald ist. Ihm ist, als sei es es, die auf seine Schläfen drücke, und nicht der schwere Helm. Und fast will es ihm scheinen, als drücke ihn schwerer noch diese lautlose Einsamkeit.

Mit langsameren, schwerfälligeren Schritten macht er die Runde um das Palissadenviereck, die Füße ermüden leicht in dem fußtiefen feinen Sand, die Füße, die seit der fünften Morgenstunde in den schweren Soldatenschuhen die Last des jungen, gesunden Körpers tragen. Plötzlich überkommt ihn tiefes, gewaltiges Sehnen, aus dieser lastenden dunklen Einsamkeit hinweg.

Ihm ist als umfange ihn diese Einsamkeit nicht erst seit dieser einen so langsam verflossenen Postenstunde, als sei sie um ihn, seitdem er das einsame Dorf in der Heide verlassen. Langsam, leise und sacht, wie eine zärtliche Liebkosung, umfängt ihn auf's Neue die Erinnerung. Sein ganzes Ich fließt ihr entgegen. Er erzittert leise, wie von einer Gier erfaßt, sich ihr ganz hinzugeben. Er hebt das Gewehr von der Schulter und nimmt es auf's Neue unter den Arm, seine rechte Schulter berührt die Palissadenwand, er lehnt sich einen Augenblick daran, nur einen Augenblick, um die auf ihn hereinbrechende Erinnerung in Ruhe auszukosten—nur einen einzigen, kleinen Augenblick!

Da geleitet die freundliche Erinnerung sie zu ihm heran — schemengleich sieht er sie vor sich, von der ihn seine Soldatenpflicht fortgerissen. Er braucht nur ganz leise die Wimpern herabzusenken, und das flüchtige Schattenbild gewinnt warmes, pulsirendes Leben. Je mehr er die Augen schließt, desto lebendiger wird alles vor ihm — er sieht ihre runden Schultern, den braunen Hals, das spitze Gesicht, das ihn unter dem hellen Kopftuch hervor anlacht, er kostet die ganze Süße dieser Erinnerung aus — ja, nur auf einen einzigen, winzigen Augenblick! . . .

„Himmeldonnerwetter!" Eine Hand faßt rauh seine Schulter und rüttelt daran. Zornige Worte überfluthen ihn, der jäh aus dem Schlaf emporschreckt. Ein wirrer Aufblick — er sieht einen glitzernden Helm, eine im Mondlicht gleißende silberne Schärpe — wie ein schmerzender Ruck durchbebt es seinen Körper: das ist der Rondeoffizier, er hat ihn schlafend überrascht. Stumm läßt er die zornigen Scheltworte des Offiziers über sich ergehen.

Er weiß nun alles. Jetzt wird er abgelöst, der Unteroffizier wird ihn mit wüthenden Worten anfahren, ehe er die Meldung schreibt, und morgen, wenn die anderen Mannschaften sich einige Stunden der Ruhe erfreuen, wird ihn die Strafe treffen — eine lange Reihe von Tagen schweren Arrestes.

Und während er mit fahlem Gesicht und zitternden Gliedern seine Ablösung erwartet, tritt noch einmal die schlimmen Versucherin Erinnerung an ihn heran, und es ist, als ob in das plötzliche, schreckhafte Dunkel seiner Seele ein leiser Lichtstrahl fiele.

Wenn er die lange, schwere Strafe verbüßt, dann darf er denken an seine Heide — an sein Mädchen . . .

Die gute Partie.

Der Moritz Aufrichtig hat erst vor Kurzem eine „gute Partie" gemacht. Seine Frau ist zwar buckelig, hinkt und schielt, auch gehört sie schon einem „älteren Jahrgang" an, aber man erzählt, daß sie über eine Million in die Ehe mitgebracht hätte. Eines Tages geht Herr Aufrichtig nun mit seiner Frau am Ring spazieren, da begegnet er zufällig seinem Freunde Teitelbaum aus Pest. Dieser begrüßt ihn freudig, und als er dann erfahren, daß die Dame an der Seite seines Freundes dessen Frau sei, flüstert er ihm ganz bestürzt ins Ohr:

„Aber wie haste denn die heirathen können? So e Mißnick! Und bucklig is sie, und hatschen thut se und schieckeln!"

Ruhig gibt ihm Aufrichtig zur Antwort:

„Kannst schon laut reden! Taub is se auch!"

— Selbstverrath. Frau Meier: „Es ist doch unverzeihlich von diesem Schmid: schläft der Mensch gestern in der Kirche und stört dadurch die Predigt und alle Andächtigen." Herr Bauer: „Ja, da haben E' recht, Frau Meier. Mich hat er auch aufgeweckt mit seinem Malefiz-Schnarchen!"

Für die Küche.

Königinsuppe. Man koche von zwei Hühnern eine kräftige Bouillon, löse, wenn die Hühner weich sind, alles Fleisch aus und reinige es von Haut und Sehnen; schneide es sehr fein und stoße es darnach im Mörser. Koche eine Unze sehr rein gewaschenen Reis mit etwas von der Hühnerbouillon zu Brei und vermenge ihn sehr sorgfältig mit dem Fleische und sechs hart gekochten Eidottern. Verrühre es mit der Hühnerbouillon zu einer dicklichen Suppe und würze mit Salz, weißem Pfeffer und etwas Muskatnuß, streiche sie durch ein feines Haarsieb, gieße sie über in Butter geröstete Weißbrotwürfelchen, welche man in die Suppenterrine gethan hat und servire sofort. Sollte man aber einmal nicht gleich serviren können, so muß man die Suppe im Bain-Marie warm halten und beständig aufziehen, das heißt mit dem Schöpflöffel aufnehmen und wieder zurückgießen, sonst gerinnt sie leicht.

Rindfleisch mit Brühkartoffeln. Es wird eine kräftige Bouillon gekocht mit viel Wurzelwerk, einem halben Wirsingkohl, einer Zwiebel, alles sehr klein geschnitten. Kartoffeln schält man, schneidet sie in gleichmäßige viereckige Stücke und kocht sie besonders. Dann hackt man sehr reichlich Petersilie, gibt sie über die abgegossenen Kartoffeln in die Suppenschüssel, füllt die kurz eingekochteBouillon durch ein Sieb darüber, während man die Einlage durch das Sieb rührt, und gibt das Rindfleisch dazu. Noch einfacher ist es, das Fleisch in kleine Stückchen zu zerschneiden und gleich mit in die Schüssel zu geben.

Hammelfleisch mit Mohrrüben und Kartoffeln. Ein Stück Hammelfleisch kocht man mit Wurzelwerk in kurzer Brühe langsam halbgar. Mohrrüben werden in halbfingerlange, fingerdicke Stücke geschnitten und eine Stunde vor dem Essen dazu gegeben, gleichmäßig geschnittene Kartoffeln eine halbe Stunde später. In etwas Butter dämpft man einen Löffel Mehl, rührt etwas von der vorher zurückgestellten Brühe daran, würzt mit etwas Pfeffer und Petersilie und gibt dies, wenn alles weich ist, dazu. Das Fleisch nimmt man heraus, schneidet es in kleine Stücke und mischt es unter.

Kalbfleisch mit Reis. Ein Stück Kalbsbrust schneidet man in passende Stücke, gibt ein Stück Butter in einen Topf, dämpft eine große Zwiebel darin weich, legt das Fleisch darauf und gibt Salz und etwas Pfeffer, auch nach Belieben Paprika, dazu. Nach einer halben Stunde fügt man so viel kochendes Wasser nach, daß es eine Hand hoch übersteht, und gibt zwei Tomaten und eine große Tasse Reis hinzu. Man muß nun vorsichtig sein, damit der Reis nicht anbrennt, und gießt nach Bedarf kochendes Wasser nach. Nach einer weiteren halben Stunde kommen die Kartoffeln hinzu. Dann rührt man etwas Mehl mit Milch glatt und dünn, gibt ein Eidotter daran, nimmt, wenn die Kartoffeln sehr weich sind, den Topf vom Feuer und zieht unter schnellem Rühren die Eiermilch unter das Ganze. Ein Glas Wein, zuletzt zugefügt, macht dies ausgezeichnete Gericht noch feiner.

Omelette soufflé. Sechs Eier, eine Citrone, 2½ Unzen Zucker, ein Theelöffel Weizenmehl. Das Eigelb wird mit dem Zucker und der abgeri